

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

№. 13.

Montag, 17. Januar

1927.

Strandgut.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Roman von W. Fleck.

Im Salon, wo der Tee bereit stand, herrschte eine gewisse Tempeldämmerung. Dazu dunkle Tapeten, dunkle Möbel, dunkle Familienbilder an den Wänden, Herren und Damen in der Kleiderpracht vergangener Zeiten. Das einzig Helle war ein lebensgroßer Porzellanafabü, der mit blanken, türkischen Augen vom Kaminstrahl herabhing. Doralles bekam Tee und Kuchen nach dem Appetit einer alten Dame bemessen, im übrigen überließ Fräulein von Stotel sie so ziemlich. Es war, als betone sie absichtlich den Abstand zwischen sich und der Malefantin. Später, als Doralles zum Auspacken hinaufgeschickt wurde, rückten die beiden Damen näher zusammen. Fräulein von Stotel erbat Instruktionen.

„Es tut mir beinetwegen ja so innig leid, arme Afta, aber ich habe dich immer gewarnt. Geringer Leute Kinder gehören nun einmal ins Waisenhaus. Das entspricht am besten ihren Anlagen. Nimmst man sich ihrer persönlich an, so hat man letzten Endes nur Verdruß. Ich will nur wünschen, daß es dir nicht ergeht, wie einst der Generalin von Herzfeld.“

„Wie erging es der?“

„Nun, sie hatte auch so ein Mädel von irgendwoher adoptiert, und das Mädel — bekam — schließlich — ein Kind.“

Fräulein von Stotel senkte die Stimme. Von Dingen, die ihr jungfräuliches Zartgefühl verletzten, sprach sie nur im Flüßerton.

„Um Gotteswillen, Tante Eberhardine, so schlimm wird es ja nicht gleich werden!“

„Gewiß, ich hoffe ja auch, aber immerhin — es ist alles schon dagewesen.“

Fräulein von Stotel rüdete hastig ab, denn Doralles trat ein, ihr Arbeitstäschchen in der Hand. Sie merkte sofort, daß von ihr gesprochen worden war.

„Nehmen Sie am Fenster Platz, Fräulein Kalumett. Mögen Sie Bilder ansehen? Dort im Koranständler sind mehrere Wappen.“

„Ich danke, ich möchte lieber Dahi machen. Ich muß so oft Bilder ansehen.“

„Sie interessieren sich nicht dafür?“

„Nein, gnädiges Fräulein,“ sagte Doralles verstockt und ließ mit zorniger Hastigkeit ihr Schiffchen tanzen.

Als es Zeit wurde, zur Ruhe zu gehen, begleitete Afta ihr Kind nach oben.

„Ein nettes Zimmerchen,“ sagte sie mit wohlgefälligem Blick auf das weiße Bett, den Christuskopf und die Mater dolorosa an der Wand.

„Ja, so nett wie ein Gefängnis“ versetzte Doralles hart.

Da legte ihr Afta beide Hände auf die Schultern.

„Kind, wenn du in dieser Stimmung verharrst, wirst du dir und Fräulein von Stotel das Leben unerträglich machen.“

Etwas in dem traurig-vorwurfsvollen Ton rührte Doralles plötzlich zu Tränen.

„Tante Afta, warum straffst du mich so? Was hab ich denn so Schlimmes getan?“

„Du hast meine Liebe bitter getäuscht, das ist gerade genug, und nur in dem Maße, wie du zur Erkenntnis

deines Unrechtes kommst, wirst du mein Vertrauen wieder gewinnen. Ich wollte ja selbst nichts lieber, als daß alles zwischen uns wieder so würde, als wie es gewesen ist“, legte Afta heralisch hinzu und hatte doch gleichzeitig das Empfinden: „Es wird nie wieder so.“

Dann küßte sie Doralles und ließ sie allein. Nicht lange danach ging Fräulein von Stotel im Nebenzimmer zu Bett, und nachdem sie lange am Waschtisch geplätschert, hörte Doralles, deren Sinne so scharf wie die einer Wildkatze waren, sie halbblaut sprechen. Fräulein von Stotel hatte nämlich die Gewohnheit, allabendlich ihre Anliegen dem himmlischen Vater hörbar vorzutragen, und wenn es auch gewiß löblich ist, für die Befehring eines Sünders und um Geduld und Erleuchtung im Verkehr mit ihm zu beten, so ist es zumindest peinlich für den Sünder, dies mit anhören zu müssen.

Fräulein von Stotel nahm es nach Aftas Abreise sehr ernst mit ihren Pflichten, sie ging Doralles kaum von der Seite und hatte dadurch selber Hausarrest bis auf den täglichen Spaziergang. Die Tage dehnten sich zu unbeschreiblicher Länge und erschienen Doralles kaum kleiner, als ihrer unfreiwilligen Gastgeberin. Jeden Nachmittag trabte man gottergeben durch den ausgedehnten Klosterpark, dessen dicke Alleen immer etwas dumpfiges hatten, und über dessen ver schnittenen Hecken ein leiser Hauch von ancien régime schwebte. Dabei stieß man beständig auf schwarze Gestalten mit schwarzen Federhüten über weißen Häubchen, oder sah sie plaudernd in den Tempelchen sitzen, die am Seeufer oder im Park eigens für gemütliche Plauderstündchen angelegt waren.

„Da kommt die gute Stotel mit ihrem schwarzen Schaf.“

Häufig luden dann die Damen zum Nähertreten ein. Man war ja beiseite nicht neugierig, aber jede hätte zu gern ergründet, wie tief die Schwärze sei. Es gab auch sonst noch Gäste im Kloster, junge Damen und Jünglinge, die auf sauber umhögten Plätzen Tennis spielten, aber mit diesen wurde Doralles gar nicht erst bekannt gemacht. Es hätte erstens dem Zweck ihres Hierseins widersprochen, und dann wollte Fräulein von Stotel die Verantwortung nicht übernehmen, sowohl wegen der jungen Damen als auch wegen der Jünglinge. Denn was immer das Kind aus der Erdarbeiterhütte tat oder ließ, die Stiftsdame erblickte in allem die Krallen des Löwen.

Die lastende Langeweile der Tage und die säuerlich-zimperlische Atmosphäre um Fräulein von Stotel versetzte Doralles bald in einen gereizten Zustand, der sie unaufhörlich Anstoß erregen ließ.

„Was muß man getan haben, um in dies Kloster zu kommen?“ fragte sie einmal.

„Getan? Man muß klosterfähig sein durch Geburt. Man muß drei Generationen adeliger Vorfahren aufzuweisen haben.“

„Dann werde ich, Gottseidank, niemals klosterfähig sein.“

Doralles wußte ganz genau, daß dies ungezogen sei,

aber es war, als ob etwas sie plagte und triebe, sie konnte es nicht lassen.

„Sie würden sich vermutlich auch, ganz abgesehen davon, unter uns nicht wohlfühlen“, versetzte Fräulein von Stotel spitz. Später öffnete sie den Bücherschrank, entnahm ihm drei Bücher und schloß ihn sofort wieder zu. Es waren Romane von Marie von Nathusius, Ada von Lillienkron, Adelheid von Rothenburg.

„Waren diese Damen alle Klosterfähig“, erkundigte sich Doralies.

„Die Nathusius nicht, denn sie war nur eine geborene Schöne, aber eine vorzügliche Person. Lesen sie nur.“

Doralies war nichts weniger als eine Leserratte, aber was tut man nicht in der Verzweiflung. Sie schmögerte alle drei Bücher durch.

„Gefielen Sie Ihnen?“

„Nein, gnädiges Fräulein.“

„Allein das völlig Wahrheitsgemäße erregt oft noch weniger Wohlgefallen als die Lüge, und Fräulein von Stotel war beleidigt.“

„Es betrübt mich aufrichtig, dies von Ihnen zu hören. So vorzügliche Charaktere.“

„Gibt es denn Menschen, die immer nur fromm und edel sind?“

„Sie kennen Fräulein von Eckstett, und Sie fragen? Freilich, unter Ihren letzten Bekannten würden Sie die Originale zu solchen Gestalten schwerlich gefunden haben“, versetzte Fräulein von Stotel anzüglich. Nein, es gab rein gar nichts Gemeinsames zwischen dem jungen Ding und der alten Stiftsdame, sie machten aber auch nicht einmal den Versuch, einander gerecht zu werden.

Endlich, endlich kam der Tag, der beide von einander erlöste. Fräulein von Stotel begleitete Doralies bis zum Knotenpunkte der Lirien, wo ihre Pflegemutter sie in Empfang nehmen sollte.

Tante Asta!“

Tubelnd sprang Doralies vorwärts, und Asta, der die Freude des Mädels wohltat, drückte sie herzlich an sich. Im Grunde hatte sie sie ja doch lieb.

„Wie ist's gegangen, Tante?“ fragte sie, als sie mit Fräulein von Stotel über die Schienen schritt, während Doralies dienstfertig mit dem Handgepäck vorauslief.

Die Stiftsdame zuckte die Achseln und machte eine unbestimmte Bewegung mit der Rechten.

„Ich will nicht klagen, liebes Kind, aber ich kann mir nicht helfen, ich sehe mit Sorge in die Zukunft.“

Astas Mienen trübten sich. „Also doch, also doch.“

Doralies sah heute sehr vorteilhaft aus, rosig, schlank und rank und doch kräftig entwickelt, mit blanken Augen und zerwehten Stirnlöchern. Im selben Abteil saßen zwei jüngere Herren, die sie wohlgefällig bemerkten. Sie sahen immer wieder zu ihr hin, und Doralies gab diese Blicke unbefangen zurück. War das nun ein schlechtes Zeichen?

„Wenn sie allein wäre, würden sie mit ihr anbandeln, und wie würde sie sich alsdann benehmen?“ dachte Asta. Ohne es zu wissen und zu wollen, hatte ihr Fräulein von Stotel die gute Stunde des Wiedersehens etwas verdorben.

Das Leben in Hohenwarden lief bald wieder im eintönig-würdigen Geleise. Karl-Otto nahm Doralies jetzt häufig zu Wanderungen über die Felder mit. Es gefiel ihm, daß sie kräftig ausritt, mit offenen Augen um sich sah, jeden Vogel kannte.

„Was treibst du eigentlich den ganzen Tag, Mädel“, fragte er sie einmal.

„Ach — ich mache Dacki, ich sticke und sehe zu, wie ich den Tag totschlage.“

„Magst du das?“

„Nein, ich täte lieber was anderes, aber Tante Asta jagt, die Arbeiten sind alle in festen Händen.“

Des Mädchens kräftige Natur schrie in der Tat förmlich nach Betätigung, aber Asta dachte an Fräulein von Stotels Zukunftsorgen und behielt Doralies beständig unter Augen. Sie hatte schon mehrmals bemerkt, daß des Inspektors Cleven sich sehr interessiert umschauten, wenn Fräulein Kolumbe über den Hof ging, das schien ihr bedenklich. Über die schlimmen Erinnerungen von Sprottendorf glitt die Zeit leise heisend dahin, Doralies

war auch zu wohl bewacht, um neuen Anstoß erregen zu können, aber die Innigkeit des Zusammenlebens, auf die Asta einst gehofft hatte, wollte sich nicht einstellen. Sie hatte sich doch mehr versprochen von ihrem „Mutterberuf“, kam sich vor wie ein Landmann, dem ein treu bestellter Acker nur geringen Ertrag liefert und machte den Acker dafür verantwortlich. Oder lag es vielleicht an der Aussaat?

„Ach, du fremdes Kind, wirst du mir immer fremd bleiben?“

Karl-Otto dagegen fand, daß die Lütte ansange, sich erfreulich herauszumachen und sprach davon wie von den Qualitäten eines guten Fohlens. Das kam aber hauptsächlich daher, daß sich bei Doralies ein hervorragendes Spieltalent entwickelte.

„Ich hatte für diesen Winter auf etwas gemeinsame Lektüre gehofft; nun sehe ich schon, es wird nur Statisterei daraus werden“, sagte Asta resigniert.

„Ach, Lektüre! Zum Vorlesen eignet sich doch höchstens Fritz Reuter, bei allem anderen gib's ewig Geschmacksverschiedenheiten, aber über ein Grand mit Bierern ist immer nur eine Ansicht möglich.“

So sah man Abend für Abend am Kartentisch, bis Asta streifte, und dann kam das Schachbrett an die Reihe. Auch hier erwies sich Doralies als eine sehr gelehrige Schülerin, der bald keine Blöße des Gegenpielers entging. In sich zusammengeduckt saß sie da, unermüdet, mit lauernden, gespannten Blicken, da war sie in ihrem Element, da vergaß sie nichts. Als Asta aber einmal auf das zurückzugreifen versuchte, was im Litteraturunterricht behandelt worden war, zeigte sich betrübliche Leere, ja, Doralies behauptete, von „Wallensteins Lager“ habe sie noch nie ein Sterbenswörtchen gehört, obwohl Fräulein Berned volle drei Monate auf die Trilogie verwandt hatte. Asta schüttelte nur den Kopf. Was war da auch zu sagen. Sie wurde nun allmählich wieder, was sie vor Doralieses Ankunft gewesen war, ein einsamer, in sich selbst zurückgezogener Mensch, der heimlich schwer unter dem Einsturz seiner Luftschlöffer litt.

(Fortsetzung folgt.)

Verhert.

Eine oberbayerische Göttergeschichte von Fritz Straub.

Das ist dasumal noch eine schöne Zeit gewesen, in der diese Geschichte sich zugetragen hat. Die Menschen waren noch nicht so schlecht wie heute und glaubten an den lieben Gott und an die bösen Geister, die hier und dort noch ihr Anwesen trieben. Es waren aber andere Herrschaften wie die heutigen, die in irgend ein Tischlein hineinfahren und im Zimmer herumfuhrwerken und klopfen, wenn man sie um etwas krät. U! jegerl! Die haben keinen Spak verstanden und es kam ihnen gar nicht darauf an, einen friedlichen Wanderer ins Meer zu loden und ihn elendiglich umkommen zu lassen. In meiner Heimat — eben dort, wo auch diese Erzählung spielte — hauste in einem Walde ein Bubel, der sogenannt „Loach-publ“, der mitunter einem später Heimkehrer ersahen und ihm tödlichen Schrecken einjagte. Er hatte zwei unheimlich glühende Augen und das Feuer fuhr ihm nur so aus dem Maul heraus. Er war ein grauerregendes Vieh. Ich habe selbst noch einen Mann aus der Gegend gekannt, der ihn mit eigenen Augen gesehen hatte. Er erzählte nicht gerne davon und vergaß es nie, dabei drei Kreuze zu machen. Kein Wunder also, daß man solche gefährliche Stellen bei Nachtzeit mied oder sie zum mindesten in einem großen Bogen umging und dabei einen Rosenkranz betete. Aber manchmal ließ sich das Passieren einer derartigen Stelle mit bestem Willen nicht vermeiden und man nahm allen Mut zusammen und beschleunigte das Tempo nach Leibeskräften. So begab es sich eines Tages, daß der Revierförster Rehbock, sein Hund Waschl und der Forstschilfe Gruber mit Hilfe eines Rahnes den See befuhren, um Enten zu schießen. Nach glücklich vollbrachter Tat beschloß man, in dem ein halbes Stündchen entfernt gelegenen Seehing einen kleinen Imbiß einzunehmen.

Man zog also den Rahn aus Aker und marschierte trödelnd auf der Landstraße fürbass. Heute müßte man auch das Boot mitnehmen, aber damals war so etwas ganz überflüssig. Die Leute waren, wie schon bemerkt, lange nicht so schlecht wie jetzt. In Seehing war gerade Gesellschaftstag und der Herr Pfarrer spielte eben sein erstes Herzlole, als die beiden Jägerleute die Wirtsstube betreten. Der Forstschilfe setzte sich zum Bader an einen Nebentisch, während Rehbock bei den Honora-

tioren Platz nahm und in Minuten später bereits einen „Rath“ anlagte. Kartenpielen dauert nun immer so lang, bis es aus ist. Und dieser Fall trat kurz nach 11 Uhr ein. Der Herr Revierförster hatte ein recht schlechtes Gewissen in Anbetracht seiner Gattin, als er das Wirtshaus verließ und Waldl stürzte in wilder Eile auf einen Baum zu. Nur Gruber bewahrte seinen Gleichmut. Er schnuperte mit der Nase in der Luft herum und piffte dann leise durch die Zähne: „Mir kriagn no a Weita, Herr Revierförster!“

Rehbock blieb einen Augenblick stehen, bejaß sich kritisch den Himmel und erklärte dann: „Stimmt! Aber wir kommen gerade noch zuvor beim.“ Dann setzten sich beide bettend in Marsch. Und alsbald blies ein lustiger Wind hinter ihnen her. „Auweh!“ so dachte sich Gruber und steckte sich schnell noch eine Zigarre an, die ihm der Bader geschenkt hatte. Am Landungsplatz war alles in schönster Ordnung. Mit einem kräftigen Ruck stiegen sie den Kahn ins Wasser, kriegten ein und gondelten los. Gruber ruderte und der Revierförster bediente das Steuer, das er wegen des Wellenganges eingehängt hatte. Waldl beschränkte sich aufs Zuschauen.

Das Gewitter war inzwischen bedeutlich näher gerückt. Zerfetzte Wolken flogen am Mond vorüber und schludten sein Licht. Dunkelblau färbten sich die Wellen, nur der Gesicht auf ihnen leuchtete fahl und der Wald, der die Berge am Ufer bedeckte, sah aus wie eine finstere drohende Wand. In kürzeren Zwischenräumen und immer stärker rollte der Donner. Und schon suchte der erste grelle Blitz über den rabenschwarzen schweren Gewitterhimmel und riß die Nacht ins Licht. Schaurig redeten sich die Äste der hochstämmigen Tannen in den See hinein, als wollten sie nach Boote fassen, und das kleine Moor, in dessen Höhe es sich befand, schillerte gelbensternhaft grünlich und gelb.

„Marandiosef, das böse Mösll!“ schrie Gruber schredensbleich. „Alle guten Geister loben den Herrn!“ und er schlug dreimal das Kreuz. „So ruder doch weiter!“ brüllte der Revierförster und tat desgleichen. Gruber nahm seine Ruder wieder in die Hand und zog wie ein Wilder. Immer stürmischer wurde der See. Der Kahn tangte wie eine Rutschschale und alle Augenblicke schlug ein ausgiebiger Spritzer über Bord. „A Viertelstünders noch Gruber, dann ham wir's geschafft!“ — „Dals, net ajo närrisch, du brichst ja die Ruder.“

Aber dem Forstgehilfen war jetzt alles gleich. Der Schweiß rann ihm in Strömen von der Stirne und immer wilder peitschte er die Ruder ins Wasser. Wöhlisch lieb er sie von Entsetzen gelähmt sinken. „Mir san allaweil no am gleichen Platz beim bösen Mösll. Da geht's um. Heilige Mutter Gottes von Altötting hilf!“

Dem Revierförster zitterten die Knie, aber er riß sich zusammen: „Das muß eine Täuschung sein, Gruber! Probiere noch einmal, dann will ich obacht geben.“ Probieren kann es ja, aba heffa tuats nix! Sie brauchn bloß auf des kloane Tannert schaugn, des im See steckt, nacha wern Sie's selber sehan.“

Und wieder stemmte er sich mit seiner ganzen Kraft gegen die Wellen. Umsonst. Der Kahn machte keinen Ruck mehr vorwärts. „Vielleicht bringen wir es mitsammen fertig.“

Rehbock setzte sich neben Gruber und nun ruderten sie zu zweit, was das Zeug hielt. Mit dem gleichen Mißvergnügen. „Herr Revierförster, mir san verberzt! Mir — —“ Weiter kam er nicht mehr. Ein furchtbarer Donnererschlag erschütterte die Luft und gleichzeitig sauste ein Blitz ins Moor, daß es nur so zischte.

„Da Loachpubl!“

Von Grausen erlaßt, brüllte es Gruber in die entfestelte Nacht hinein und warf sich mit einem Riesensatz in den See. Da riß sich der Revierförster den Rock vom Leib und sprang ihm nach. Waldl hinterher. In wenigen Minuten war das nahe Ufer erreicht.

„Wo is er?“ flüsterte Rehbock und schnautte wie eine Dampfmaschine. „Direkt neb'n uns. Am besten is, mir schlupfn unter die Staudn und rühren uns nimma. Da verwißt er uns net so leicht wie aufm See.“

Gesagt, getan. Es war ein schlechtes Lager, das sich die beiden ausgesucht hatten. Von oben tibelten sie die steifen Äste und auf den Wurzeln sah sich's miserabel. Zu allem Überflus öffnete auch noch der Himmel seine Schleusen und ein Wellenbruch prasselte los, der nicht von schlechten Eltern war. Der Sitz wurde mit der Zeit zwar etwas weicher, dafür lief ihnen das kalte Wasser in kleinen Bächlein den Rücken hinunter und sie froren wie die Schneider. Nach einer halben Stunde hatte das Gewitter ein Einsehen und verschwand. Es wurde heller und auch der Regen ließ nach. Gruber kroch zähneklappernd — ob aus Angst oder von wegen der Kälte, steht dahin — ein wenig unter den Stauden hervor und äugte scharf nach allen Richtungen. Da er nichts Verdächtiges bemerkte, wagte er es, vorsichtig aufzustehen. Nach einer Weile gespanntens Lauschens zwiffte er Rehbock am Rock: „Wenn mir jetzt geschwind auf d' Straken springa und hundert Meta grad

lassa, komma ma ans Kreuz. Da so uns da Loachpubl nix mehr obahn.“ Dem Revierförster leuchtete der Vorschlag ein. Er klemmte sich mühsam aus seinem Versteck hervor und trat zu Gruber. Dann kürzten sie, als sähe ihnen der Satan im Nacken, durch den Wald auf die Straße und rannten in der Richtung auf das Kreuz davon. Und Waldl, dem die ganze Geschichte längst schon zu dumm war, kaufte hinterher und kaffte wie verrückt.

„Dals Maul, Mißvieh!“

Aber Waldl bestellte nur noch lauter. Er war nicht umsonst ein Dadel. Nichts desto weniger erreichte man ohne Zwischenfall das Kreuz. Gruber tat einen erlösenden Schnauf: „Gott sei Dank! Desmal hamma no Glück abah. Aba in mein gnanzn Lebn nimma bringt mi oaner bei da Nacht da vorbei.“ „So! Und was machen wir jetzt?“ erkundigte sich Rehbock interessiert. „Ja mei, Herr Revierförster, i moanat, jeb ganga ma hoam.“

„Am See entlang?“

Gruber gab es einen Riß. „Net um alls in da Welt! Mir müasfn üba Wiltensberg.“ „Gruber! — Da brauchn wir ja über zwei Stunden!“

„Herr Revierförster, es geht net anders. Im ganzen bösen Mösll gehts um. Da holt uns in Minuten der Teufel.“

Darauf legte auch Rehbock nicht den geringsten Wert und brummend schritt er seinem Forstgehilfen nach Richtung Wiltensberg. Es dämmerte bereits leise im Osten, als jeder seine heimlichen Venaten erreicht hatte.

Gegen sechs Uhr früh polterte der Fischer von Seching mit allen Anzeichen höchster Aufregung an der Haustüre Rehbocks. Der sprang aus dem Bett und schaute zum Fenster hinaus. „Gott sei Dank, weils noch grad no lebn, Herr Revierförster! I hab an damischen Schreck kriagt wiar i heut Bruach den larnn Kahn gefundn hab.“ „Hätte nicht viel gefehlt und der Spätsankter hätte uns am Kragen gepadt.“ „Ja warum ham denn nach a Steuer net oafach ausgehängt?“

Rehbock machte ein ernstes Gesicht. „Eisele, das hätte auch nicht mehr geholfen. Der Loachpubl hat uns verberzt, den Gruber und mich.“

Da zog ein leises Lächeln über das verwitterte Gesicht des Alten: „Na, na, Herr Revierförster, des is desmal was anders awesen.“

„Was anderes?“

„Ja! — Wo lang denn herkomma, Herr Revierförster?“

„Von der Entenlagd.“

„Mitten bei der Nacht?“

„Kun nicht direkt. In Seching haben wir eine kleine Station gemacht.“

Da piffte der Fischer genau wie seinerzeit Gruber leise durch die Zähne: „Ahal — Sie san nämli mitn Steuer an der Reihn beim Tannert hänga bliwb, Herr Revierförster. Des wissens ja selba, daß die allaweil da obundn we: d. Und drum is nimma weita ganga mit da Ruaderei.“

Variante.

Von Else Kabe.

Der Herr Direktor wirft sich eilig in die Polster seines Autos und ist auf die Ereignisse der nächsten halben Stunde gespannt.

Seine Frau hat ihn in höchster, geheimnisvoller Aufregung nach Hause gerufen. Sie wollte die Ursache auf keinen Fall am Telefon verraten, also mußte es etwas Kompromittierendes, zum mindesten aber Beintliches sein, denn die angenehmen, die Prestigemittelungen, vilegt man im Prinzip zu telefonieren, damit sie von allen Unberufenen gehört werden.

Bländung der Steuer, denkt der Direktor. Aber das vilegt heute keine Schande zu sein, das telefoniert man.

Die Polizei, Zollbehörde — schießt es ihm durch den Kopf. Aber warum in der Wohnnung? Persönlich fühlt er sich unantastbar. Es ist eine Wohlthat, daß man dieses Gefühl noch haben kann. Im Geschäft aber ist immer alles glatt gegangen. Also bleiben nur noch die Dienstboten. Nun, er wollte mit seiner Frau ein ernstes Wort darüber reden, daß dieses Gebiet aus dem Innenministerium der Familie ihn künstlich unberührt lassen müsse. Trägt er nicht auch seine geschäftlichen Sorgen allein?

Er ist zu Hause angelangt und wird von seiner Frau bereits an der Tür empfangen. Sie hat vermeinte Augen und ruft ihm, erneut aufschluchzend, entgegen:

„Karlsbeinz ist durchgebrannt!“

Karlsbeinz ist der einzige, vierzehnjährige Sohn des Direktors. Seine Frau hat die schicksalreichen Worte hingeschleudert, als sollte der arme Vater wie vom Schlage davon getroffen werden. Sie ist, trotz ihres ungeheuren Schmerzes, auf die Wirkung gespannt.

